

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 21 (1969)
Heft: 26

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Charly

Produktion: USA, 1967

Regie: Ralph Nelson

Besetzung: Cliff Robertson, Claire Bloom

Verleih: Monopol-Pathé

FH. Der schwachsinnige, aber äusserst gutherzige und willige Charly wird von einer menschlichen Lehrerin nach Kräften gefördert und schliesslich durch eine Gehirnoperation in einem Forschungsinstitut so vollendet geheilt, dass er es mit grössten Wissenschaftlern der Zeit aufnehmen kann. Er verliebt sich in seine Lehrerin, muss aber dann feststellen, dass man ihm verschwieg, dass seine Heilung nur vorübergehend sein würde. Er muss auf die Ehe verzichten und kann nur auf die Rückkehr seines Schwachsinns warten, der sich denn auch wieder einstellt. Die Angst davor wurde gemildert durch die Einsicht, wie schwachsinnig sich die sogenannten «Normalen» benehmen mit ihren Atombomben, «ihren schönen, neuen Waffen und schönen, neuen Kriegen».

An sich handelt es sich um einen wissenschaftlichen Phantasiefilm (science-fiction), doch das ist nebensächlich. Den Autoren ist es mehr um die Darstellung des Schicksals eines Geistesschwachen gegangen, um sein Lebensrecht. Mit viel Liebe wird ihre schwere Existenz nachgezeichnet, besonders der Gutmütigen, deren Einfalt zur Belustigung von den «Normalen» missbraucht wird.

Trotzdem vermag der Film nicht zu packen. Das Schicksal Charlys, der Sturz aus geistigen Höhen in den Schwachsinn, ist wohl schrecklich und traurig, jedoch nicht in echtem Sinne tragisch. Das wäre nur der Fall gewesen, wenn die Forscher ihm ehrlich mitgeteilt hätten, dass die Operation nur eine vorübergehende Besserung bewirken werde. Hätte er sich trotzdem als Versuchsobjekt zur Verfügung gestellt, so wäre er einer jener gar nicht so wenigen, aber oft unbekannt gebliebenen Helden geworden, die zum Wohle der Menschheit ein grosses Risiko auf sich nehmen und scheitern. Zweifellos ein grosses Thema für einen Film. Hier aber wird er zu der Operation verlockt mit der falschen Hoffnung, seinen Defekt für immer los zu werden. Die Wahrheit wird ihm deliktisch verschwiegen. Er wird so zwar zum Opfer bewusst schuldhaften Verhaltens Dritter, was gewiss traurig genug ist, aber doch ein alltägliches Vorkommnis und keine echte Tragik darstellt. Der Film reicht zu wenig in tiefere, seelische Lagen hinab, um uns tief zu beeindrucken.

Auch die Gestaltung vermag nicht durchwegs zu überzeugen, es scheint ein Anfänger-Film zu sein, der stellenweise noch unbeholfen mit längst überholten, sogar sentimental Symbolen arbeitet, was allerdings durch eine sehr gute Leistung von Cliff Robertson in der Hauptrolle ausgeglichen wird. So bleibt doch ein durch seine Menschlichkeit sehr ansprechender Film übrig, von dem eine bessinnliche Wirkung ausgeht.

Der Sheriff von Calendar

Produktion: USA, 1968

Regie: Burt Kennedy

Besetzung: James Garner, Walter Brennan

Verleih: Unartisco

CS. Dem immer wieder abgewandelten Westernmotiv vom einfachen Mann, der eines Tages in ein morddurchstobtes Goldgräberstädtchen eintrudelt, sich den Betrieb besieht und sich dann aus lauter Sinn für Ordnung und Disziplin um den Sheriffposten bewirbt, um aus Calendar «a decent place» zu machen — also diesem Motiv sucht Burt Kenne-



Charly wird, bevor er mit einem Scheiterfolg operiert wird, von Arbeitskollegen oft zu billigen Scherzen missbraucht.

dy neue Reize abzugewinnen. Allerdings schlägt er nicht den Weg zum «knallharten Western» ein, sondern malt ein ethnographisches Bild vom Wilden Westen. Wie damals das Haus des Bürgermeisters aussah, mit Abraham Lincoln im Treppenhaus und mit der Hausorgel aus Düsseldorf. Wie die Tochter des Bürgermeisters Krapfen bäckt mit Mehl und Milch und Eiern, und wie sie das dann in den Ofen schiebt. Auch der Sheriffposten wird genau vorgeführt, hingegen bleibt der Saloon mit den vielen leichten Mädchen unbetreten.

James Garner spielt den sympathischen neuen Sheriff, der auf dem Weg nach Australien ist und sich hier nur rasch im Vorbeigehen mit ein bisschen Gold eindecken möchte. Er schiesst wie der Teufel, aber selten, und nur wenn unbedingt nötig. Walter Brennan gibt den grossen Schurken mit drei schuftigen Söhnen ab, die alle am Schluss gebändigt werden, worauf der Sheriff dann des Bürgermeisters Töchterlein heiraten darf, kann und muss. Irgendwie hat man den Eindruck, dass dieser Western auch punkto Kamera und Schnitt und auch wie er die klassische «High-Noon»-Situation halbherzig kopiert, um einige Jahrzehnte zu spät kommt. Museale Filme gehören ins Archiv und nicht ins Kino.

Die Unbesiegten

The Undefeated

Produktion: USA, 1968

Regie: Andrew McLaglen

Besetzung: Rock Hudson, John Wayne

Verleih: Fox

ms. «The Undefeated» gehört zu den konventionellen Wildwestern aus Hollywood. McLaglen hält sich an das brave Handwerk und die breite epische Erzählform, die bei ihm allerdings nie zu einer persönlichen Handschrift wird. Die Handlung spielt nach dem Sezessionskrieg und läuft auf zwei Spuren: ein Oberst aus den geschlagenen Südstaaten, der sich nicht abfinden will, zieht mit Soldaten, Waffen und Frauen nach Mexiko; er will Kaiser Maximilian zu Hilfe eilen. Ein Oberst der Yankees, der seinerseits die Uniform abgelegt hat, treibt mit seinen Männern, Weissen und Indianern, eine Riesenherde von Pferden ebenfalls nach Mexiko; sie sind für des Kaisers Kavallerie bestimmt. Es kommt natürlich anders, als beabsichtigt; ein General von Benito Juarez behändigt Männer wie Pferde.

Hier ist, im Unterschied zum Italo-Western, der historische Kontext glaubwürdig. Unverkennbar vor allem aber

ist die (politische) Moral des Films: Einerseits werden die beiden Obersten, die während des Bürgerkriegs einander als Feinde gegenüber gestanden sind, im Geiste der Versöhnung einander zugeführt; zum anderen wird deklariert, wie kurzsichtig von diesen Amerikanern gehandelt wird, indem sie sich in fremde Händel einmischen. Das Idealbild einer geeinten Nation wird aufgerichtet.

John Wayne erscheint wieder einmal in einer Rolle, wie sie ihm früher oft auf den Leib geschneidert worden ist: als ein Haudegen, etwas wirsch, aber loyal, ein unbestritten Führer, doch keiner von der autoritären Sorte, als ein Mann von versöhnlicher Natur. Es ist, als sollte John Wayne, der sich in den von ihm selbst gedrehten Filmen wie «Alamo» und «Green Berets» zum harten starken Mann und politischen Extremisten stilisiert hatte, mit dieser neuen Rolle «rehabilitiert» werden. Wie dem auch sei, er ist hier ein Haudegen von altem Schrot und Korn, ein Liebhaber der Pferde, und den Reiterszenen sind denn auch die schönsten Augenblicke des Films zu verdanken. Im übrigen fällt die Sache ziemlich auseinander, zu viel an «charakteristischen» Episoden ist da angefüllt, und die melodramatische Sentimentalität strömt.

Frühe Werke (Rani Radovi)

Produktion: Jugoslawien, 1969

Regie: Zelimir Zilnik

Darsteller: Milja Vujanovic, Bogdan Trinanic, Cedimir Radovic, Marko Nikolic, Slobodan Aligrudic

Verleih: Sonderverleih Emelka, Zürich, durch Giovanni Mueller

uj. «Rani Radovi» ist ein Film über die Unmöglichkeit, die Revolution mit traditionellen Mitteln heute zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen. Das muss auch das bildhübsche Mädchen Jugosla erfahren, das — zusammen mit drei Burschen und einem Deux-Chevaux — ausgezogen ist, den Leuten die Revolution zu bringen. Nachdem es erfahren muss, dass das Volk gar kein «besseres Leben» will, beschliesst es, wenigstens mit dem Volk zu leiden. Doch seine drei Kumpanen sind des Mitleidens bald überdrüssig und übergießen die schöne Jugosla — Urheberin des so viel Qualen bringenden Gedankengutes — mit Benzin und lassen sie in einer qualvollen Wolke gen Himmel aufsteigen.



Das Revolutionsmädchen, das scheitert, mit einem seiner Kumpanen im bedeutsamen jugoslawischen Film «Frühe Werke».

*Allen unsren treuen Abonnenten und Lesern
frohe, besinnliche Festtage!*

Verlag und Redaktion FILM und RADIO

Der junge jugoslawische Regisseur Zelimir Zilnik hält sich dabei nicht an eine runde Geschichte, sondern er schildert Erlebnisse und er zeigt Situationen aus dem Leben der jungen Berufsrevolutionäre. Situationen, die den idealistischen Geist der Gruppe offenbaren, Erlebnisse, die zeigen, auf welch verlorenem Posten die jungen Leute stehen, die glauben, der Bevölkerung den Weg zu einem besseren Leben aufzuzeigen zu müssen. Sein Blickwinkel ist die Distanz des Weisen und auch des Ironischen. Nicht dass der Regisseur glaubt, die Welt sei nicht zu verändern. Es gibt im Film genügend Hinweise, dass Jugoslawiens Kommunismus vor allem in der Provinz an einem Ort Halt gemacht hat, der noch weit vom erhofften «paradiesischen» Zustand entfernt ist. Nicht umsonst wird im Film eine von Hand betriebene Mais-Dreschmaschine sorgfältig repariert. Sie erfüllt ihren Dienst noch immer besser als das Ungestüm, das die Genossenschaft den Bauern zur Verfügung gestellt hat. Nur, Zilnik, der messerscharfe Analytiker, hat festgestellt, dass die Phrasologie, mit der heute Revolution betrieben wird, längst Ausverkaufsware geworden ist, an die niemand mehr so recht glaubt.

Zilnik stellt ironisch fest, dass jene Leute, die heute vorgeben, Revolution zu machen, hoffnungslose Idealisten sind, die sich Mittel bedienen, welche sich im Laufe der Zeit überlebt haben. Nicht vergeblich steht am Ende des Films ein Zitat des französischen Revolutionärs Saint-Just: «Die Revolutionäre, welche die Revolution nur bis zur Hälfte durchführen, schaufeln sich selber das Grab», heißt es da. Dass die Welt nur mit geistigen Mitteln verändert werden kann, ist die Hauptaussage dieses wichtigen und gescheiten Films. Nur jene, die daran gescheitert sind, greifen zu jenen mechanischen Mitteln, die sie über kurz oder lang zu Gewalttätern, Verbrechern oder gar Mördern werden lassen.

Zilnik hat seinem Film eine bestechende Form gegeben. Licht und Schatten kontrastieren mit herber Grauheit; Schönheit liegt gar im Schmutz. Noch nie hat ein Regisseur derart ironische Dinge so unpolemisch und leidenschaftslos, noch selten Heiteres so ernst und Ernstes so heiter gesagt. «Frühe Werke», durch und durch glaubwürdig gemacht, ist ein Film für jene, welche die Revolution verdammten und für jene, die sie herbeiwünschen. Er setzt einer lahm und unfruchtbar gewordenen Diskussion neue Akzente auf.

Duell im Pazific Hell in the Pacific

Produktion: USA, 1969

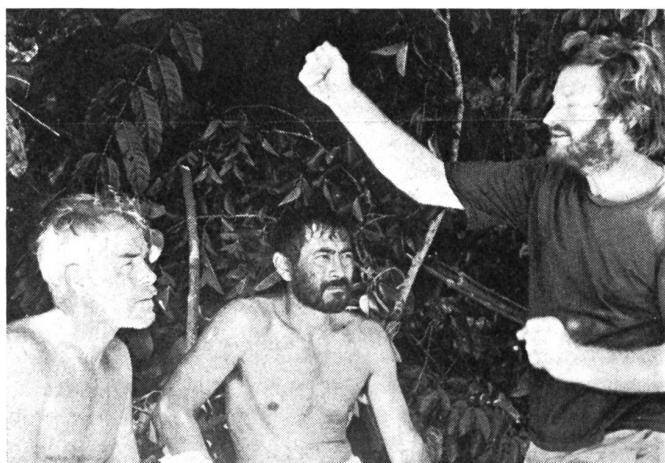
Regie: John Boorman

Besetzung: Lee Marvin, Toshiro Mifune

Verleih: Pathé

FH. Ein gestrandeter amerikanischer Fallschirmspringer und ein schiffbrüchiger, japanischer Matrose treffen im letzten Krieg auf einer kleinen Insel im pazifischen Ozean

aufeinander, wohin sie sich retten konnten. Wasser gibt es da nicht und auch kein essbares Wild, und keiner versteht die Sprache des Andern. Sie können einander nicht entfliehen, irgendwie müssen sie miteinander leben. Selbstverständlich denkt jeder daran, den andern unter Beachtung geeigneter Vorsichtsmassnahmen zu töten, doch sie bleiben am Leben und quälen einander weiter. Doch unbewusst schleicht sich bei ihnen auch ein Gefühl der Menschlichkeit in ihre verhärteten Seelen. Sie spielen einander schlimme Streiche, doch fehlt auch harter Humor nicht, wobei allerdings die Gewalttätigkeit des Krieges nie aus den Augen verloren wird. Jeder verdächtigt den andern, unterschiebt ihm die schlimmsten Absichten, doch im Innern fehlt es nicht an gegenseitigem Respekt. Selten ist complexes und widersprüchliches Fühlen und Denken so dicht fühlbar und in seinen Auswirkungen so realistisch dargestellt worden. Dazu in hervorragend filmischer Form, so dass der Dialog anders als in den geschwätzigen europäischen Filmen endlich wieder einmal in den Hintergrund tritt und auch dem Geräusch wieder Bedeutung zukommt. Aussage ist schwer zu finden, doch was wir sehen, sind zwei Vollmenschen in ihren Widersprüchen im Teufelskreis des Kriegsgeschehens, die ohne solches vielleicht gemütlich in irgendeiner Kneipe sässen. Ihr Spiel ist überzeugend, irgendwie trotz des gelegentlichen Humors durch seine heisse Realistik bedrückend, doch überaus wahr.



Im sehr dichten Film «Duell im Pazifik» wird im Krieg das feindliche Zusammentreffen eines gestrandeten Amerikaners und eines schiffbrüchigen Japaners auf einer kleinen Insel geschildert, die miteinander leben müssen. (Erster und Zweiter von links)

Der Duft deiner Haut

A place for lovers / Gli amanti

Produktion: England/Italien, 1968

Regie: Vittorio de Sica

Besetzung: Faye Dunaway, Marcello Mastroianni, Caroline Mortimer

Verleih: MGM

CS In einer oberitalienischen Palladio-Villa lässt sich eine hochneurotische Amerikanerin nieder und kommt sich fremd vor in der Gegend. In der TV sieht sie par hasard den Ingenieur von einst wieder, läutet ihm an, bittet ihn her, und schon eilt der warmherzige Italiener Marcello Mastroianni herbei. Faye Dunaway, in jeder Szene ihrer verzwickten Rolle voll gewachsen, verlangt von Valerio, dass er sie

zwei Tage lang Julia nenne und stets die Wahrheit sage. Was zu versprechen einem Italiener nie schwerfällt. Doch nun zieht eine Prinzessin nebst Anhang in die Villa ein. Die sehr neureichen Herrschaften heizen sich erst mit Dias, die indische Erotica zeigen, für den Gruppensex an, und Julia/Valerio ziehen sich deshalb via Autodrom Monza nach Cortina in ein leckeres Chalet zurück.

Bis hierher inszeniert Vittorio de Sica gekonnten italienischen snobismo in der Antonioni-Nachfolge. Doch kaum beherrschen die Dolomiten die Bildfläche, schwenkt das Drehbuch, an dem fünf Köche mitgekocht haben — nicht zuletzt Cesare Zavattini — zum Seelendrama der frühen vierziger Jahre ab. Plötzlich ist Julia nicht mehr bloss die verzwatzelte Amerikanerin mit ungesagter Vergangenheit, sondern eine Schwerkranke, die ins Spital sollte und Morphin braucht. Und Mastroianni bekommt seine berühmten traurigen Hundeäugen. De Sica zelebriert nun Seele: Nebel abends an den Dolomitenflanken, im Chalet lodert das Feuer im modernistischen Kamin, und Julia schluchzt eisig nach inniger Liebe. Vom Duft deiner Haut wird trotz Nahaufnahme nichts vermittelt, dafür schieben sich kleine Symbolszenen ins Bild. Zwei verbotenerweise gepfückte Blumen entgleiten Julias Hand. Valerio schminkt Julia aus Spass auf Ungeheuer um. Julia rast mit dem Landrover hektisch zu Tal und bekommt plötzlich Angst, kurz de Sica findet einfach nicht so recht die volle Würze für ein Drama, das nicht ausbrechen darf. Und am Schluss fahren die beiden Händchen in Händchen sanft zu Tal. Ella Fitzgerald singt mit gebändigter Stimme einen Song, der ist, wie er ist, und es bleibt die Annahme, dass diese italo-französische Coproduktion für die amerikanische Provinz bestimmt sein dürfte. Merke: Klischees wollen gut und immer besser verpackt verkauft sein.

Jerry, der Herzpatient

Hook, line and sinker

Produktion: USA, 1968

Regie: George Marshall

Besetzung: Jerry Lewis, Anne Francis, Peter Lawford

Verleih: Vita

CS. Jerry Lewis, Amerikas unentwegter Burleskkomiker, ist diesmal schwer herzkrank und hat nur noch wenige Wochen zu leben. Der erste Teil des Films ist der beste und schildert prägnant, weshalb Jerry ein schreckliches EKG bekommen hat: der ewige tägliche Kampf im Eigenheim mit den beiden Kindern, mit dem Hund, mit der Gattin, mit dem verstopften Chromstahlablauf, und dann die Hetze im Geschäft. In diesen Szenen findet Jerry überzeugende Gesten, Tonfälle und Ueberlegungen. Doch dann wird ihm von seinem Freund und Arzt, dem Kennedy-Schwager und Schauspieler Peter Lawford, mitgeteilt, er habe nur wenige Wochen noch zu leben, und die Gattin zu Hause macht Jerry klar, er solle endlich das Leben voll geniessen. Und von hier an wird die Komödie einfach flau. Denn was nun der vermeintliche Todeskandidat in Acapulco, in Brasilien, auf Jamaika und dann in Lissabon mitmacht, stellt sich als ganz dünne Situationskomik ohne wirklichen Elan heraus. Jerry muss erfahren, dass er kergesund ist, dass er aber sterben muss, um die aufgelaufenen Schulden für sein «high life» nicht bezahlen zu müssen. Was wiederum ein Einfall voll komischer Möglichkeiten wäre, die Lewis aber nie in den Griff bekommt. Und zwar darum nicht, weil er es nicht wagt, sich von einer verbrauchten Von-Fall-zu-Fall-Komik zu befreien, die in seinen ersten Filmen dank der Improvisation noch möglich war.